Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 39 (1935-1936)
Heft: 21

Artikel: Heimat, ade!
Autor: Jens, Ina
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-671973

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

schickt, daß der Kleine schlaftrunken und aufgerüttelt zu weinen begann und in plötzlichem Entschluß den Kopf in ihren Schoß legte.

„Aber nicht so, Seppe! Du tust mir weh. So mußt du mich halten, so hat's die Mutter immer gemacht."

Er hob die Augen ernsthaft zu ihr empor, als ob er fragen wollte: „Warum kannst du das nicht?"

Ihr Arm wollte sich der ungewohnten Stellung nicht recht bequemen, und bald fuhr der Kleine wieder empor und jammerte:

„Und dein Rock kratzt und beißt mich im Gesicht. Warum hast du einen so häßlichen, groben Rock an?"

Sie hatte ihre seidene Schürze vorsorglich zusammengelegt und in das Bündel gesteckt. Schnell entschlossen holte er aus seinem Umhängetäschchen ein feines Seidentüchlein hervor, schmiegte seine Wange hinein, bettete sich am Herzen der Seppe und zog ihren Arm herab, daß er ihn umschlang.

Steif und ohne sich zu rühren, saß die große Frau im Wagen und schaute mit einem fast hilflosen Ausdruck auf das Kind, das so ganz Ungewohntes, Neues von ihr verlangte. Es trug Franzlis feine Züge, hatte Franzlis blondes, weiches Haar, und die ganze zarte Lieblichkeit der kleinen Schwester hielt sie wieder in ihren Armen. Nur die Augen, die da unter den langen dunkeln Wimpern ruhten, hatten einen klaren, festen Ausdruck, wie er Franzlis Augen fremd gewesen war. Die Augen der Seppe hatte der Kleine, aber das wußte sie nicht. Ihr war nur etwas Starkes daraus entgegengeblitzt, das gebieterisch Einlaß begehrte in ihr Herz, das sie so sorgsam lange Jahre hindurch verschlossen und gehütet hatte. (Fortsetzung folgt.)

Herzensbund.

O du Land, das mich geboren,
meinen jungen Schritt gelenkt,
dem ich Liebe hab geschworen,
fromm in Heldenmär versenkt —

Wieder deine Berge rufen
strahlend überm Abendhang;
wieder sind es lichte Stufen
für der Seele Flug und Drang.

Wenn von fern die Donner grollen,
Schicksalssturm umbraust den Firn,
hebt da nicht ein heilig Wollen
allen uns die müde Stirn?

Wie die klaren Frühlingssäfte
steigen in dem alten Baum,
wachsen still die reinsten Kräfte,
brechen in der Not sich Raum.

Und sie wollen sich verbünden
allem Hohen, was da strebt,
allem Mut, der in den Gründen
stolzer Seelen flammt und bebt.

Drum, laßt neu uns kämpfen, wagen —
Durch die Fluten trüb und wild
wie ein Kleinod will ich tragen,
Heimat, still dein reines Bild! Elisabeth Luz.

Heimat, ade!

Von Ina Jens.

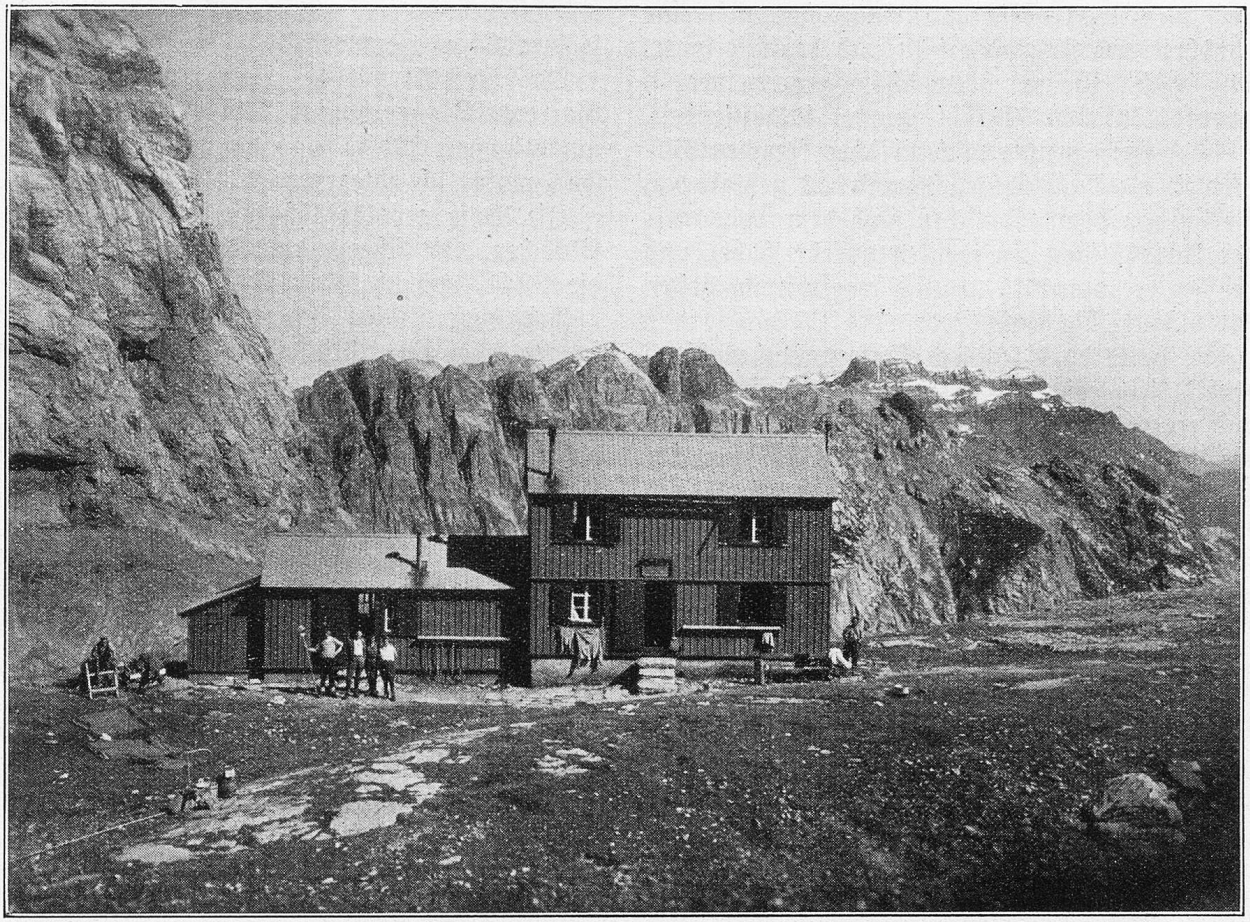
Viele, viele Jahre sind heute vorübergegangen, seit ich meine Heimat verlassen habe, aber das Warum und das Wie von damals stehen noch so lebhaft vor meiner Seele, daß es mir oft vorkommt, als habe sich alles erst gestern zugetragen.

Es ist nichts Großes, nichts Bedeutendes, aber für mich wurde es Schicksalswende, und alles, was das Leben eines Menschen endgültig bestimmt, ist irgendwie für den Nächsten auch wichtig und wäre es nur, um vielleicht einen andern Weg einzuschlagen.

Darum will ich einfach und ohne Ausschmückung von dem erzählen, was das Heimweh durch all' die Zeiten in mir wach erhalten hat von meinem einstigen sorglosen Hinausgleiten in die unbekannte Fremde.

Ich war zwanzig Jahre alt, und der tiefste Wunsch meines Herzens hatte sich erfüllt: ich war Lehrerin, zwar nicht jenseits des Weltmeeres, wohin mein heißes Sehnen stand, wohl aber jenseits der Heimatgrenze in dem großen Waisenhause Marienhof.

Nachdem ich zwei Jahre lang mit Liebe und Eifer meine Pflicht zu erfüllen versucht hatte, hielt ich eines Tages ein amtliches Schreiben in



Die Claridenhütten gegen den Glärnisch. Phot. J. Keller, Rüschlikon.

den Händen, in welchem ich aufgefordert wurde, meine Prüfung noch einmal abzulegen, da sonst laut Gesetz meine Wirkungszeit mit den beiden Jahren in d i e s e m Kanton zu Ende sei.

Was ich zu tun hatte, wußte ich ohne lange Überlegung sofort. Etwas Unangenehmeres als Prüfungen ablegen, konnte ich mir damals nicht gut vorstellen. Darum kündigte ich denn kurz entschlossen meine Stelle und fuhr heim.

Eine alte, blau bezogene Postkutsche trug mich durchs blühende Land. Überall war Sonne, und überall waren Menschen an der Arbeit. Rechts und links verstreut lagen heimelige Holzhäuser und Gärten mit bunter Blumenpracht und verwitterten, laubumsponnenen Zäunen. Wonnig war es, so zu fahren mit dem Bewußtsein, daß jede Minute einen näher zur Heimat trug.

Keine Reue war in mir, daß ich meine Stelle aufgegeben hatte. Nur Freude erfüllte mein Herz. Die Heimat winkte, und hinter ihr in blauen Fernen tauchten lockend fremde Länder auf. Die ganze Sorglosigkeit der unbekümmerten Jugendzeit umhüllte mich wie eine lichte Wolke.

Die alte Postkutsche wurde bald mit der Eisenbahn vertauscht. Ein dunkelgrüner See grüßte geheimnisvoll in nächster Nähe, und die Felsen wurden höher und rückten enger zusammen. Meine Erwartung und meine Ruhe nahmen zu, und nach Stunden atmete ich tief auf, als die Heimatberge sich nicht mehr vor, sondern schützend hinter mir auftürmten.

Im Dunkel der Nacht fuhr ich an altbekannten Dörfern vorbei in die mondbeglänzte Gebirgswelt hinein.

Aber nun kamen sie doch noch daher, die alten Bilder und Erinnerungen, die mein Herz beschwerten ... Und woher mit einem Male? ... Stiegen sie aus den Mauern des alten Städtchens, an dem ich eben wie im Fluge vorübergeeilt war? ... Wehte der Wind sie von der Heide herunter, oder kamen sie mir aus dem Heimatdorf entgegen? ... Gräber sah ich im Geiste auf dem Friedhof neben der Dorfkirche, darinnen so viele ruhten, denen ich einst in Liebe zugetan gewesen war.

Mein Elternhaus gehörte fremden Menschen,

und alles, was darin und rings herum meine Kindheit und Jugend erfüllt und beglückt hatte, war dahin. Weinen hätte ich mögen, weinen in einem plötzlichen Gefühl großer Verlassenheit.

Aber schon grüßte mich zwischen fremden Bildern ein altes, gutes Gesicht, und das gehörte der, die ich von allen Menschen nach dem Tode meiner Angehörigen am meisten geliebt habe, und bei der es immer so traulich war wie im besten Elternhaus: die Base Deta.

Sie hatte da irgendwo ein freundliches Bauernhäuslein mit einer wackeligen Holzveranda und einem wirren Blumen- und Obstgarten davor. Da konnte ich zu jeder Stunde hin. Da wurde ich mit Liebe empfangen und nur mit Tränen entlassen, wenn ich ins Leben hinausflog. Und wie ich so daran dachte, wurde es mir wieder warm und wohl im Herzen.

Aber nun spürte ich trotz meiner Versunkenheit, daß der Zug langsamer fuhr ... und jetzt ... ein Ruck! ... er hielt, und ich war daheim. Den kleinen Koffer in der Hand schritt ich über den menschenleeren, mondhellen Bahnhof.

Dort oben auf dem Hügel lag das Dorf in tiefer Ruh, und hinter ihm stand groß und weiß der schneebedeckte Berg.

Ich nahm den einsamen Weg hinter den Häusern. Alles war noch wie einst, wie vor zwei Jahren. Im Mondenscheine erkannte ich jedes Äckerlein, jeden Fußweg, der abzweigte, jede Halde, jeden Baum, der mich schattenhaft im Dunkeln grüßte. Ich streifte die Weißdornhecke zur Linken und blieb einen Augenblick aufatmend stehen.

Wie schön war alles in dieser Nacht! Der stille, hohe Berg im Hintergrunde, die dunkeln Wälder, die Burgen, das Rauschen des fernen Stromes! Glühwürmchen leuchteten am Wege, und die Grillen zirpten leis im Grase. Alles wie einst, wie damals, als ich zum ersten Male aus der Heimat ging!

Ein grüner Staketenzaun tauchte auf, dahinter ein altes Haus und ein Wald von Bäumen. Der feine Duft von Goldlack, von Levkojen und Nelken strömte mir entgegen.

Ich freute mich unbändig. Die Base war noch wach. Im Säli, im Kaffeestübli war Licht. Ich zog die Glocke. Sie klang heiser, krächzend, ganz wie einst! Ein Fenster klirrte. Ein Laden ging auf. Ein Kopf in weißer Haube wurde sichtbar.

„Base Deta!" Ein Ruf von oben, und dann kam sie schon und öffnete die kleine Gittertür und staunte und fragte, was denn geschehen sei, und ich behauptete: „Gar nichts. Ich hatte nur so furchtbares Heimweh."

Da schloß sie wieder ab, und wir stiegen die knarrende Treppe hinauf. Im Säli, das Empfangszimmer, Wohn- und Schlafstube in einem war, mußte ich ablegen.

Die Base gehabte sich fast wie ein junges Mädchen. Sie scherzte und lachte und jagte in die Küche, und ich folgte ihr dahin.

Ach, diese Küche! Ich staunte. Heimelig und sauber wie ein Altjungfernstübchen war sie. Schneeweiß die Diele, der Tisch, die Bänke, die Stühle, schneeweiß die Gardinen am Fenster und die Deckchen unter dem Geschirr, und auf dem Herd die blitzblanke, kupferne Kaffeekanne!

Die Base backte einen Eierkuchen. Mit sicherem Schwunge wendete sie ihn in der Pfanne, träufelte ein wenig Himbeersaft darauf und rollte ihn ein. Dann saßen wir beisammen, tranken Kaffee aus ungeheuer großen, geblümten Tassen, und ich erzählte, warum ich wieder zu Hause war, und sie gab mir in allem recht. Nur eines wiederholte sie immer wieder: „Kind, Kind! Geh wohin du willst, nur nicht aus der Schweiz hinaus!"

Ich sagte nicht ja und nicht nein, denn mir war ja so wohl, und ich wußte im Augenblick kaum, daß es eine Fremde gab.

Am andern Morgen, als die Heimatsonne golden durch die Fenster lachte, hörte ich draußen eine tiefe Männerstimme und lauschte. Es war niemand anderes als der alte Doktor Hoffmann, der geschickteste, aber auch der gröbste Arzt, den das Schicksal je in unser Dorf verschlagen hatte.

Ich kam gar nicht dazu, mir ein Begegnen mit ihm vorzustellen, denn schon war er in seiner raschen und lauten Art ins Zimmer getreten, grüßte, setzte sich unaufgefordert in den großen Lehnstuhl, rückte ein wenig an seiner Brille, und dann ging ein ganz kurzes Gespräch zwischen uns.

„Die Base sagt, du habest die Stelle im Marienhof gekündigt?"

„Ja."

„Und nun willst du ins Ausland?"

„Ja."

„Muß das sein?"

Ich zögerte. „Nein ..., ich weiß nur keinen andern Weg."

„Willst du eine Stelle an unserer Dorfschule?"

Überrascht sah ich ihn an. Was sprach er da? Das war doch ganz unmöglich! Bis jetzt waren hier doch immer nur L e h r e r gewesen, ... aber vielleicht ...? Ganz eigen zitterte es durch mei-

nen Körper, so als strahlte eine plötzlich aufgegangene Sonne ungeahnte Wärme aus. Eine helle Freude und ein Lächeln gingen wohl über mein Gesicht, aber sprechen konnte ich nicht.

Da sagte Hoffmann: „Es wäre für dich das beste. Wir brauchen eine Lehrkraft, und wenn ich auch nicht im Schulvorstand bin, so will ich dich doch vorschlagen und empfehlen."

Dann ging er, und ich war allein. Ich setzte mich ans Fenster, und ein Sturm von Hoffnung und Glück wogte durch meine junge Seele.

Dort drüben, kaum hundert Schritte entfernt, lag das schöne, große Schulhaus mit den vielen blinkenden Fenstern, dem winzigen Glockentürmchen in der Mitte des Daches und den zwei herrlichen Kastanienbäumen vor dem Tor, das Haus, in dem ich zehn Jahre lang beseligt ein- und ausgegangen war, das Haus, in dem alle meine Kinderträume Erfüllung gefunden hatten, in dem ich jedes Zimmer, jede Bank, jedes Bild kannte und liebte, weil alles zu dem gehörte, was meine Kinderzeit so froh und glücklich gemacht hatte.

Und in diesem Hause, das mir fast lieber als das Elternhaus gewesen war, sollte ich nun vielleicht wieder wie einst jeden Tag ein- und ausgehen dürfen, alles so weiter wieder erleben können wie einst, die Tage, wenn draußen die Flocken fielen, der grüne Kachelofen eine wohlige Wärme ausströmte und die nahe Kirchturmuhr so melodisch jede Viertelstunde schlug ... und wir alle dann beisammen im lauschigen Zimmer, dreißig oder vierzig Kinder, und ich, nicht mehr Schülerin, nein, selbst Lehrerin, und ich durfte die Kinder alle die schönen Dinge lehren, von allem erzählen, was mich einst selbst so begeistert hatte, vom Tell, vom Rütli, von Winkelried, von Benedikt Fontana, von Jürg Jenatsch ...

Meine Phantasie ging auf blühenden Pfaden. Tausend gute Vorsätze erfüllten mein Herz, und das Glück stand wie eine leuchtende Kugel vor mir. Es war die Stunde, in der ich die Heimat in ihrem schönsten Glanze sah und mit übervoller Seele bereit war, mich ihr ganz zu weihen.

Die Base konnte gar nicht genug anerkennende Worte für Hoffmann finden. Auch mir war es plötzlich klar, daß er gewiß der einzige Mensch im Dorfe war, der zuerst an das gedacht hatte, was doch eigentlich ganz selbstverständlich war,

Früh beim Mondschein wird aufgebrochen. Phot. J. Keller, Rüschlikon

und ich gab innerlich gern zu, daß er doch noch mehr konnte als nur schneiden und die Leute anschnauzen, der alte Doktor.

Wir sprachen an diesem Abend noch lange miteinander und bedachten alles bis ins kleinste, auch das Gerede, den Neid und die Mißgunst der Menschen, aber mit dem kommenden hellen Morgen stiegen alle Hoffnungen des vergangenen Tages wieder auf. Ich arbeitete mit einer stillen Freude im Hause herum, und es war mir, als sei ich nun für immer daheim und wie in einen Mantel von Geborgenheit und Erfüllung gehüllt.

Die Base war zu Hoffmann hinübergegangen, denn sie konnte die Entscheidung kaum erwarten. Lange blieb sie weg, und ich brannte vor Ungeduld, brannte vor zitterndem Verlangen nach Gewißheit.

Dann aber kam sie, und, wie es so im Leben geht, alle Freude war mit einem Male wie ein Licht vor dem Winde ausgelöscht.

In dem kleinen Dorf wollte man keine Lehrerin an der Schule, einmal, weil es nicht herkömmlich sei, und zum andern, weil man grundsätzlich keine „Weiber im Gemeindewesen" dulde.

Tief und schwer seufzte die Base, legte mir dann die letzte Nummer einer Zeitung auf den Schoß und ging wortlos ihrer Arbeit nach.

Ich aber sah durch die Scheiben und versank in gar traurige Gedanken. Da drüben lag das schöne Schulhaus mit den zwei herrlichen Kastanienbäumen davor. Ganz anders sah ich es als gestern, nicht häßlicher, nein, aber durch Tränen ganz verdunkelt, und ich wußte und fühlte es plötzlich in tiefster Seele, daß die Heimat meiner nicht bedurfte, daß ich in meiner Heimat nichts galt und daß es am besten war, wenn ich fortging.

Mechanisch griff ich nach der Zeitung, die auf meinem Schoße lag, blätterte hin und her, las halbe Sätze, halbe Inserate, denn meine Gedanken flatterten gedemütigt hierhin und dorthin, aber dann auf einmal stutzte ich und las bewußt. Da war ein auffallend groß gedrucktes Lehrergesuch:

„Die deutsche Schule in Haidar sucht eine geprüfte Lehrerin mit guten Empfehlungen."

Ich stand auf und trat vor die bunte Landkarte über dem Schreibtisch. Ich suchte Haidar. Weit, weit mußte ich mit dem Finger längs eines großen Flusses hinunter ... fast bis ans Meer. Da lag es, und wieder war ohne lange Überlegung der Entschluß gefaßt.

Ich holte meine Zeugnisse, setzte mich an den Schreibtisch, nahm die beste Feder und den schönsten Bogen Papier und meldete mich für die Stelle. Dann legte ich alles in einen dicken, blauen Umschlag und adressierte mit meiner saubersten Schrift.

„So ..." Ich sagte es laut vor mich hin. In dem kleinen Wörtchen lag viel: eine Genugtuung, daß dies getan war, aber auch ein Weh, daß die Heimat mich so schnöde abgewiesen hatte, und aus diesem letzteren heraus hieß es auch: „Wenn es nun geht, wie ich hoffe, bin ich mit allem hier fertig, und es tut mir gar nicht leid, wenn ich alles, was mich heute noch umgibt, im Leben nie mehr wiedersehe ..."

„So ..." Noch einmal sagte ich es und ging auf die Post. Auf dem Hinwege hatte ich weder nach rechts, noch nach links geblickt, aber wie ich nun durch die einsame, alte Straße zurückkehrte, fiel es mir doch wieder auf, wie schön alles in der goldenen Sonne dalag, wie lieblich Halden, Büsche, Bäume, Wälder, Dörfer und Berge sich aneinander und übereinander reihten. Wie ein silberner Turm grüßte der schneebedeckte Berg, und ich grüßte wieder, und mir war es plötzlich, als müßte ich laut aufweinen und rufen: „Ach, du Heimat, du Berg, du Fels, du Wald, ihr Wiesen und Hänge, ihr, die ich euch so sehr geliebt habe, seit ich denken kann, warum läßt ihr es zu, daß ich in die Fremde gehe? Warum?" Aber niemand antwortete ... Nur der Rhein rauschte in den dunklen Schluchten seine alten Lieder von junger Wanderlust, und verwirrt lauschte ich den allgewaltigen, verlockenden Melodien.

Ein paar Tage nur, und die Antwort aus der Fremde war da. Eine Postkarte! Nichts weiter! Es dämmerte, und eine Amsel sang leise und lieblich auf der Spitze des Birnbaumes vor meinem Fenster. Im letzten Schein des sterbenden Tages las ich und zitterte vor Freude: „Wir haben uns über ihre Zeilen gefreut und erwarten Sie im Herbst ..."

Immer und immer wieder las ich die Karte, auf der das Bild einer prächtigen Moschee stand, und ein ganz eigenes Empfinden ergriff mich. Irgendwo in der Fremde waren Menschen, die sich freuten, daß ich kam, die auf mich warteten, ausgerechnet auf mich, die in der Heimat niemand brauchte, deren Dienste die Heimat verschmähte, als ob sie ein Nichts wären. Nicht der Schatten eines Zweifels trübte meine Freude, nicht die

Bocktschingel und Teufelsstöcke. Phot. J. Keller, Rüschlikon.

geringste Sorge vor der unbekannten Fremde war da. Nichts als Dank gegen Gott erfüllte meine Seele, und mächtig zog es mich auf einmal hinaus über die Berge. Ja, die Ferne rief und winkte und lockte mit ihren holdesten Bildern.

Hundertmal versuchte ich, mir im Geiste mein fernes Ziel, meine neue Heimat vorzustellen, und ich lebte fast nur noch mit jenen Menschen, die ich doch gar nicht kannte, zu denen es mich aber mit seltsamer Gewalt hintrieb, und ganz fest stand in meinem Herzen die Überzeugung, daß irgendwie mein Leben an jenem neuen Ort seine Erfüllung finden würde.

Lange dauerte es nicht, so wußte auch das halbe Dorf, daß ich nach Haidar fuhr. Das sei eine furchtbare Gegend, fanden die Leute. „Ja", meinten einige, „wenn es wenigstens Kalifornien oder Argentinien wäre, aber Haidar!" Ein großes Reden hub an. Jeder glaubte sich mit einem Male verpflichtet, mir gute Ratschläge und Ermahnungen geben zu müssen. Niemand wußte so recht, wo Haidar eigentlich lag, und darum kam ihnen diese Reise auch so ungeheuerlich vor.

Ich aber kümmerte mich wenig um meine Mitmenschen und verbrachte die Zeit bis zu meiner Abreise wie in einem schönen Traum. Mein Koffer war gepackt und stand mitten in der Stube. Zehnmal am Tage betrachtete ich das verschlossene und versiegelte Ungetüm mit der seltsamen Adresse an mich in der Fremde ... in der Fremde, weit, weit da draußen, irgendwo in der Welt, von der ich nichts wußte, ja kaum ahnte. Manchmal setzte ich mich darauf, schloß die Augen, sann und sann und fuhr mit der Hand wie verloren über das Leder, so als müßte ich eine Hand suchen, die ich festhalten konnte, wenn das alles nicht so sein würde, wie ich es erträumte.

Es war ein trüber, nebelverhangener Nachmittag, als unser Nachbar auf einem armseligen Leiterwägelchen meinen Koffer zur Post fuhr, und da, als ich den Platz leer sah, wo er gestanden hatte, da wurde es mir zum ersten Male überwältigend klar, daß es nun kein Zurück mehr gab, und mir war es, als umwehe mich plötzlich ein eisiger Hauch, als erhöben sich abwehrend Hände gegen mich und als eilte ich einem dunklen Abgrund entgegen, aus dem es keine Rettung mehr gab, aber ... ich riß mich zusammen. Ich wollte stark sein und nicht verzagen. Ich faltete die Hände und sagte laut und

fest: „Nur den Mut nicht verlieren . . ., den Mut nicht verlieren . . ." Und dann war der Abschied da. Vom Kirchturm hallten ein paar dumpfe Schläge über das Dorf, und darüber war ich aufgewacht. Das Licht des Mondes fiel wie ein breiter Silberstreifen durchs offene Fenster in mein Zimmer.

Ein Alb lag auf meiner Brust. Etwas Grauenhaftes umspann mich, und nur langsam, langsam dämmerte in mir die Erkenntnis: in wenigen Stunden gehst du aus der Heimat!

Da fühlte ich mich mit einem Male wach wie am hellen Tage, und an Schlaf war nicht mehr zu denken. Ich stand auf, kleidete mich an und setzte mich ans Fenster.

Still und schön lag das Dorf im Mondenscheine da, und alles, was je mich bewegte, zog an meinem geistigen Auge noch einmal vorüber, manches nur mit der Geschwindigkeit eines flüchtigen Augenblicks, manches aber war auch da, das mich nicht wieder losließ, das mich zum Verweilen zwang, weil es sich einst zu einer besonderen Stunde tief in meine Seele geprägt hatte.

Menschen tauchten vor meinem Inneren auf, Menschen, denen ich alles, was ich war und konnte, verdankte. Es war so bitter wenig, dachte ich, und doch so viel, daß ich ganz getrost trotz meiner jungen Jahre in die Fremde ziehen konnte, ohne jede Hilfe, ohne jede Freundeshand, nur mit dem ausgerüstet, was jene Menschen, meine Lehrer, die Lehrer meines Heimatdorfes mir ins Herz gelegt hatten. An sie alle dachte ich mit tiefer Dankbarkeit, wenn auch in ganz verschiedener Weise.

Langsam wichen die Schatten der Nacht. Auch meine Seele wurde mit dem dämmernden Morgen leichter und freier. Ich wartete auf die Sonne, die hoch oben hinter den fernen Schneebergen in Glanz und Schönheit aufzugehen versprach, und ich wartete auf die große Freude, die in meinem Herzen aufsteigen mußte, weil ich nun endlich meinen Fuß auf den so heiß ersehnten Weg setzen durfte.

Und wirklich, allmählich durchströmte sie mein ganzes Wesen, und ein Gefühl, für das ich keine Worte fand, erfüllte mich beseligend und voll demütiger Dankbarkeit.

In ihrer ganzen Schönheit ruhte die Heimat im Morgensonnenglanze vor mir, und ich genoß das köstliche Bild in Andacht und mit der zitternden Freude der Erwartung: den blauen Himmel, die Sonne, die stolzen Berge, die Wälder und auf den schroffen Felsen die alten Burgen und weithin das liebliche Tal mit seinem Frieden und dem zaubrischen Schimmer der Romantik, dazu das jauchzende Lied des Rheins, der wie ein verwegener Bursche aus den Schlünden und Schluchten hervorbrach. Das war es, was mich so berauschte, so entzückte und mit Begeisterung erfüllte.

Dem jungen Strome gleich, der nie mehr wiederkehrte, würde auch ich nun wandern, wandern an fremden Städten vorbei, durch fremde Länder, durch fremde Schönheiten und nie mehr wiederkehren.

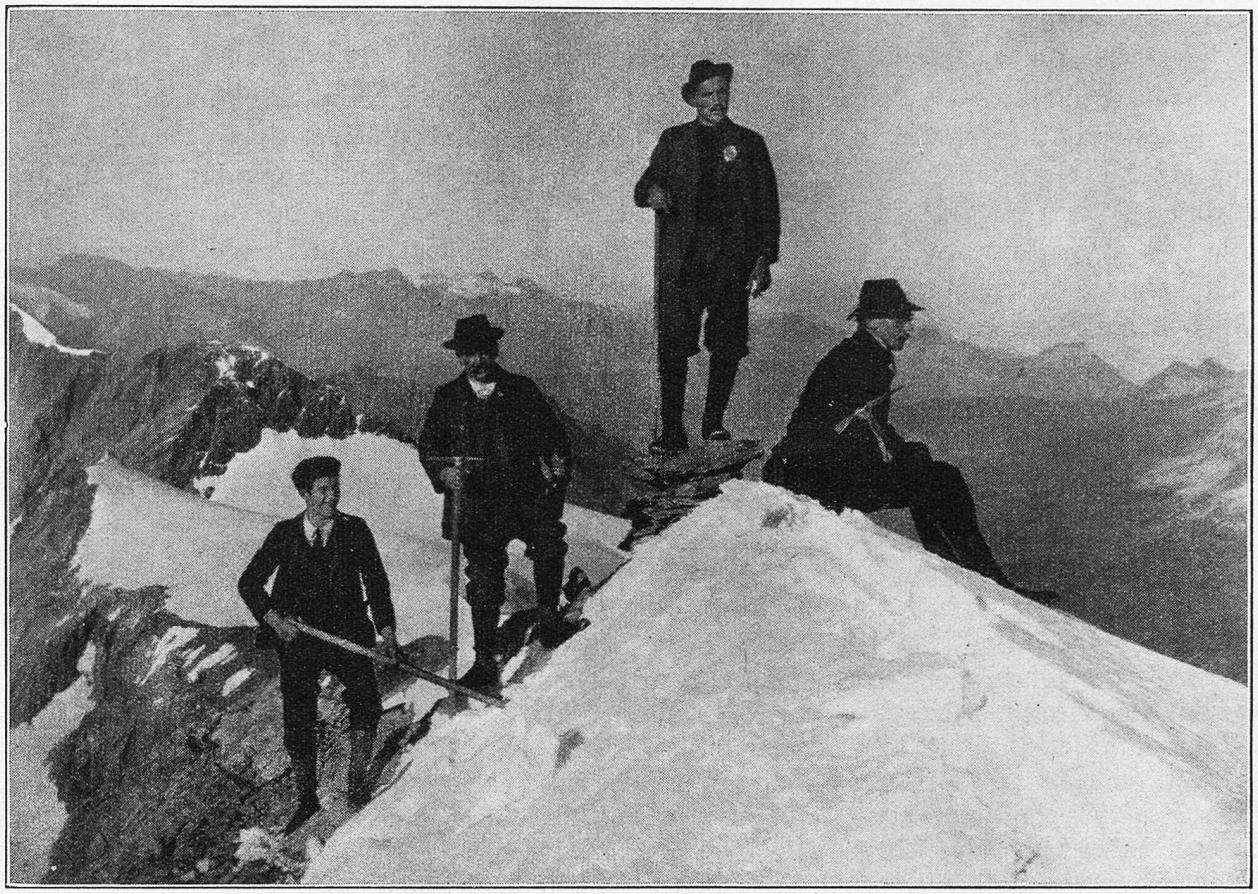
Von allen Freunden und Bekannten, auch von der Base hatte ich Abschied genommen und sie gebeten, mich nicht zu begleiten. Ganz allein wollte ich an diesem letzten Morgen alles um mich herum noch einmal genießen und dann ohne Reue, ohne Tränen wie ein Vogel auf und davon fliegen und nie mehr wiederkommen.

So ging ich an den alten Obstbäumen vorbei ans Tor. Wie oft hatten sie mir die köstliche Süße ihrer Früchte geschenkt! Ernst und unbewegt standen sie heute da, und kein Lüftchen regte sich. Ich warf einen Blick in den kleinen Garten. Feines Duften stieg empor, und helle Farben leuchteten meinem Auge entgegen. Die morsche, grüne Staketentür ächzte leise, vertraut in den Angeln. Einen Augenblick hielt ich sie noch fest in der Hand und sah straßeinwärts. Menschen gingen an die Arbeit. Ich aber wollte niemandem mehr begegnen. Die Türe knarrte und . . . fiel ins Schloß.

Auf der morgenstillen Feldstraße neben dem Dorf schritt ich dahin. Der alte Weg war menschenleer und einsam, aber für mich voll Leben, voll Erinnerungen an goldene Mädchenträume, die wie Wellen von Frühlingsduft über mich hinströmten.

So kam ich an der Post vorbei. Der Briefträger fuhr mit seinem Handwagen aus der Halle. Als er mich sah, rief er mich und gab mir ein kleines Paket. Es war leicht und feucht. Die Schrift darauf kannte ich gut, und es freute mich, daß es der Freund meiner Jugend war, der mir den letzten Gruß auf heimatlicher Erde bot.

Und dann saß ich im Zuge. Die Räder rollten und führten mich davon, und wie in einer goldenen Schale trug ich Hoffnung und Arbeitslust in mir. Tausend Möglichkeiten winkten mir in der Ferne. Tausend Wünsche glühten in mir, reine Wünsche, wie sie der Himmel nur der Jugend



Auf dem Claridenstockgipfel angelangt (3273 m). Phot. J. Keller, Rüschlikon.

schenkt, und der größte gipfelte darin, eine Lehrerin zu werden und viele Kinder an und in mein Herz zu schließen, denn noch fühlte ich mich überreich an Liebe.

Schon tauchten die Häuser des Städtchens auf, wo ich meine Seminarzeit verbracht hatte, und da kam zum ersten Male an diesem Tage ein Schauer über mich, der mich ahnen ließ, daß es doch nicht so leicht war, die Heimat und alles Erleben in ihr wie einen welken Strauß über Bord zu werfen.

Holde Bilder grüßten mich mit trauter Lieblichkeit. Das Gedenken an schöne Stunden schwebte wie heimliches Weben und Locken daher. Tränen stiegen mir in die Augen. Gefühle strömten über, und so ganz in Gedanken verloren öffnete ich das kleine Paket.

Da lagen Alpenrosen, gehalten von einem grünen Seidenband, aber kein Wort, kein Gruß war dabei. Ein wenig Liebe und ein wenig Leid mochten sie gepflückt, gebunden und in die kleine Schachtel gelegt haben. Etwas davon stieg warm aus den roten Blüten zu mir empor, herb und doch voller Wehmut.

Doch, was ging das mich an! Ich wischte mir die letzte Träne aus den Augen, und etwas wie ein stummer Trotz bäumte sich in mir auf. Was kümmerte mich heute die Heimat! Was kümmerte mich fremde, was eigene Liebe! Die Arbeit rief und das Leben winkte.

Und ich wollte da draußen lernen und etwas werden und keinen Ballast aus der Heimat mit mir nehmen, weder an traurigen Erinnerungen, noch an Blumen. Alles das hinderte und beengte, und ich wollte doch ganz frei sein, ein ganz neues und reicheres Leben beginnen.

Ich schob das Fenster hoch und warf die Alpenrosen in weitem Bogen hinaus. Mochte der Wind sie verwehen!

Und dann entschwand die Heimat meinen Augen und meinem Herzen, und ich richtete Blick und Seele froh auf das Kommende.